



Abend.

Zeitung.

75.

Mittwoch, am 29. März 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: K. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Victor Hugo's neuestes Drama: „Die Burggrafen.“

Das Théâtre français, bei dem sich trotz der beträchtlichen Subvention, die ihm zu Gute kommt, eine große Unthätigkeit eingeschlichen hatte, scheint sich jetzt, von seinem jüngeren Bruder, dem Second théâtre français beschämt, aus seinem tiefen Schlafe aufraffen zu wollen. So ist die Reihe der neuen Stücke, die versprochen waren, mit einer Trilogie von Victor Hugo würdig eröffnet worden. Es sind dies die „Burggrafen,“ auf die man seit lange sehr gespannt war. Sie können sich schwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher Ungeduld man die erste Vorstellung dieses Stückes erwartete. Man rief sich in's Gedächtniß zurück, wie die Partei der Romantiker und die der Classiker sich bei den ersten Studien des Hauptes der romantischen Schule förmliche Schlachten geliefert hatte. Die alten Zwiste, die eine Weile geschlummert hatten, schienen auf's Neue zu erwachen. Schon fing der „Constitutionnel,“ dieses Organ der ehrbaren Herren Jay und Jouy an zum Kampf zu blasen. Die Anhänger Hugo's wußten unter der Hand zu erzählen, daß der große Dichter einen Sieg feiern würde, wie nie; während die Classiker schon alle Donnerwetter gegen ihn beschworen hatten.

Während auf der einen Seite das Verdammungsurtheil schon gesprochen war, flochten die Andern Lorbeerkränze. Die öffentliche Aufmerksamkeit ward da-

durch noch gesteigert, daß sich das Gerücht verbreitete, es komme in dem Stücke die Rolle einer Art von Hexe vor, welche so schwierig sey, daß Rachel sie nicht habe übernehmen wollen.

So viel war an dieser Geschichte wahr, daß die jugendliche Künstlerin sich nicht dazu verstehen wollte, die Rolle eines 70jährigen Weibes zu spielen. Nachdem man einige erfolglose Versuche gemacht hatte, Madem. Georges, die jetzt am Odeon ist, zur Annahme dieser Rolle zu bewegen, ward sie Mlle. Maxime, der Rivalin Rachel's am Théâtre français übertragen. Victor Hugo ließ sich diese Besetzung nur als ein pis-aller gefallen und behielt sich vor, Schritte zu thun, um eine andere Schauspielerin aufzufinden, die sich mehr zur Darstellung seiner alten Hexe eigne. Es dauerte nicht lange, so ward er auf ein Talent aufmerksam, das zu seiner Rolle zu passen schien. Dies war Mad. Mélingue, die sich am Ambigu comique im Melodram einen Namen gemacht hat.

Der Dichter bot in seiner Verlegenheit Alles auf, um diese Künstlerin für das Théâtre français zu gewinnen. Nach langem Hin- und Herreden gelang ihm dies auch in der That und die Rolle ward nun der Mlle. Maxime, die sie schon einstudirt hatte, wieder entzogen.

Diese Künstlerin fühlte sich dadurch tief verletzt und glaubte sogar, es gerichtlich durchzusetzen, daß man ihr die Rolle lassen müsse. Sie verklagte Victor Hugo und die Administration des Theaters, und scheint sich

selbst, nachdem sie schon einmal mit ihrer Klage abgewiesen ist, noch nicht zufrieden geben zu wollen.

Alle diese Umstände machten, wie gesagt, auf dieses Stück äußerst gespannt, ließen aber zu gleicher Zeit für den Verfasser fürchten, daß die Cabale bei der ersten Aufführung alle Mienen springen lassen würde, um den Eindruck des Stückes zu stören. W. Hugo suchte deshalb die Opposition dadurch so viel als möglich zu lähmen, daß er bei der ersten Aufführung, alle Plätze auf seine eigene Rechnung nahm.

Die Bureaux wurden gar nicht geöffnet, so daß man gar kein Billet kaufen konnte. Auf diese Weise ward es den Feinden des Dichters erschwert, der ersten Vorstellung beizuwohnen. Ich verdankte der persönlichen Bekanntschaft des Dichters ein Billet und bin deshalb so glücklich, Ihnen jetzt den Eindruck, den dieses neue Stück auf mich gemacht hat, mit einigen Worten zu schildern. Erwarten Sie indessen keine vollständige Analyse und noch weniger eine eigentliche Kritik. Ueber ein Hugo'sches Stück, und namentlich über ein Stück, das so voller Poesie ist, wie die „Burgraves,“ kann man sich unmöglich nach einer einmaligen Vorstellung ein unbedingtes Urtheil erlauben.

Das Stück spielt am Ende des 12. oder 13. Jahrhunderts. Wir befinden uns in der vollen Anarchie des deutschen Reiches. Der Kaiser Friedrich Barbarossa ist gestorben und die Parteien streiten sich um den unbefetzten Thron. Die Vasallen, die er mit fester Faust niedergehalten hat, treiben schon seit einigen Jahren ihr zügelloses Spiel. Sie sitzen auf ihren Burgen und fallen von hier aus wie Raubvögel auf die unbewaffneten Reisenden her, die sorglos ihres Weges ziehen. Dieß ist der historische Hintergrund, auf dem sich das Stück bewegt. Der erste Theil des Drama's — der Dichter nennt es etwas anspruchsvoll eine Trilogie — spielt im Innern einer dieser Burgen. Die Gefangenen der Burggrafen unterhalten sich von dem Treiben ihrer Gebieter, von den geheimnißvollen Sagen des Schlosses, und insbesondere von einem alten zerlumpten Weibe, dem Jedermann aus dem Wege geht. Man traut dieser alten Hexe übernatürliche Kenntnisse zu. Bald hat man sie eifrig an einem Sarge arbeiten, bald aus allerhand Ingredienzen Gebräue, deren Wirkung Niemand kennt, bereiten sehen. Einer der Gefangenen giebt eine Legende zum Besten, der zufolge der große Kaiser Rothbart gar nicht gestorben seyn soll. Er sitzt in einer großen Höhle und wartet bis die Raben nicht mehr jagen. Diese bekannte Volksfage paßt eigentlich

nicht recht in den Rahmen des Stückes. Victor Hugo scheint sie hier nur eingeschoben zu haben, um im Zuschauer einige Zweifel an dem wirklichen Tode Friedrich's aufsteigen zu lassen und um auf sein plötzliches Wiedererscheinen, das im Verlaufe des Stückes stattfindet, vorzubereiten.

Der Aufseher der Gefangenen unterbricht diese Erzählungen und nöthigt seine Untergebenen, sich zurückzuziehen.

Nun tritt die geheimnißvolle Weibsperson auf, von der eben die Rede gewesen ist. Man sieht es ihr an, daß sie mit fürchterlichen Plänen schwanger geht. Guanhumara, so ist ihr Name, macht uns zu Vertrauten ihres Geheimnisses. Achtzig Winter haben ihre Schläfe gebleicht, aber sie haben die Gluth, die in ihr loderte, nicht dämpfen können. Ein Gedanke hat sie fortwährend beschäftigt und ungeachtet ihres hohen Alters aufrecht gehalten. Sie will sich rächen. Ja, sie hat sich mit der Rache personificirt, oder wie sie es selbst ausdrückt: „Je suis la haine, je suis la vengeance!“ Sechzig Jahre trägt sie sich mit dem Gedanken herum, an dem, der ihr ganzes Lebensglück zerstört hat, ihre Rache zu kühlen. Sie war zwanzig Jahre alt, als ihr Geliebter von der Hand ihres Bruders ermordet wurde. Sechzig Jahre lang hat sie ihre Rache vorbereitet, und die langersehnte Stunde kann nun nicht mehr zögern.

Die folgende Scene bildet einen schroffen Gegensatz zu dem verhängnißvollen Treiben dieses Weibes, „das im Finstern schleicht.“ Es ist dieß eine Scene der Liebe, der reinsten und zartesten Liebe. Regina, deren Eltern nicht mehr leben, ist die Braut des jüngsten der Burggrafen; aber ein Knappe Namens Albert, von dem Niemand und er selber nicht weiß, woher er stammt, hat ihr Herz gewonnen. Diese Liebe wird weniger durch den Gedanken an den rohen Hatto, dem die Hand Regina's zugesagt ist, als vielmehr durch die Krankheit getrübt, die am Leben der zarten Jungfrau nagt. Sie fühlt sich allmählig hingestorben und grüßt die schöne Natur zum letzten Male. Das Leben hat für sie noch so vielen Reiz. „O, rette mich, rette mich!“ ruft sie ihrem Geliebten mit flehender Stimme zu. Aber wie soll er sie aus den Armen des Todes retten? Während Albert sich so seiner Verzweiflung überläßt, naht Guanhumara die geheimnißvolle Hexe. Sie hat den Jüngling zum Werkzeug ihrer Rache auserlesen. Nachdem sie lange alle Regungen seines Herzens belauert hat, tritt sie plöglich auf ihn zu, weil ihr der Augenblick günstig dünkt. Sie erbiethet sich, der Regina ihre

Gesundheit wiederzugeben, sie verlangt aber dafür einen Gegendienst. „Dieser Trank kann sie retten,“ sagt sie, „aber ich liefere ihn Dir nur unter einer Bedingung aus; Du mußt mir dienen.“

„Nimm mein Leben, aber rette meine Geliebte,“ erwidert ihr Albert, der von der Hoffnung, Regina wieder aufleben zu sehen, berauscht ist. „Ich werde Dir unbedingt gehorchen.“

„Auch wenn ich mich Deines Armes bedienen will, um einen Mord zu begehen?“ fällt ihm die Alte in's Wort.

Der liebende Jüngling schwört ihr, um das Leben seiner Geliebten zu retten, selber ein Verbrechen auf sich zu nehmen.

Unter dieser Bedingung liefert ihm Guanhumara eine Phiole aus, deren Inhalt der hinsterbenden Jungfrau ihre Jugendkraft wiedergeben wird.

Dies ist schon die ganze Anlage des Stücks, und man ahnt bereits den größten Theil der Handlung. Aber bis jetzt hat man die Burggrafen, von denen schon einmal die Rede gewesen ist, noch gar nicht zu Gesichte bekommen. — Jetzt werden sie nun auftreten. Drei Generationen schreiten an uns vorüber. Zuerst kommen die Jungen, die ihr Leben unter frohen Gesängen und Becherklirren hinbringen. Sie theilen sich in die Beute, die sie am Tage gemacht haben, zechen den Wein, der von ihnen den Kaufleuten abgenommen ist, und küssen die Weiber, die sie mit bewaffneter Hand entführt haben. Hatto, der Besitzer der Burg, macht sich über seinen gestrengen Vater Magnus und den greisen Ahn lustig, die sich in ihre einsamen Gemächer zurückgezogen haben und an dem Jubel, der in den Räumen der Burg wiederhallt, keinen Theil nehmen. — Plötzlich aber öffnet sich die Thür, die zum Gemach der Greise führt und der 70jährige Magnus und sein hundertjähriger Vater Job schreiten hervor. Die Jugend hebt vor diesen Gestalten der Vergangenheit zurück. Nur Hatto hat den Muth zu fragen, wer es es gewagt hat, die ehrwürdigen Ahnenbilder, die an den Wänden des Burgsaales hängen, herumzulehren; aber er verstummt, als ihm sein Vater entgegnet: „Ich habe es befohlen, damit Eure Ahnen nicht das unwürdige Treiben sehen, in welchem Ihr Eure Tage zubringt.“

Diese Scene ist ganz vortrefflich. Der Dichter führt uns in Magnus eine von den alten Eisennaturen vor, denen das Schlaraffenleben der nachgeborenen Generation ein Gräuel ist. Er erzählt von den Kämpfen, die er mit seinen Genossen bestanden hat, und hält der

verweichelichten Jugend ein Bild des ehemaligen Lebens vor. Sein Zorn wallt auf, als es Jemand gewagt hat, von Friedrich Barbarossa zu reden. Dieser verhasste Name facht allen Groll, der unter der Asche geschlummert hat, wieder an.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Michel.

(Eine Betrachtung von F. Nork.)

Völker wie Individuen haben eine auf- und absteigende Linie des geistigen Lebens. In der Kindheit ergößen sie sich am Lanzenstechen und Turnierspielen; im Jünglingsalter kündigen sie dem pfäffischen Erzieher den Gehorsam auf, forschen plötzlich nach Gründen, appelliren an die Vernunft und prahlen, daß sie mündig sind. Männer geworden, haben sie von dem Idealen sich gänzlich und auf immer losgesagt; sie fragen nicht mehr nach der Richtigkeit des Catechismus, sondern des Staatshaushaltes; das kirchliche Leben ist dem constitutionellen gewichen. — Als Greise beschleicht sie die Baufucht, sie machen Schulden, die ihre Kinder bezahlen sollen, welche ja die Zinsen von den Speculationen der Väter genießen werden?! Abends aber setzen sie sich hinter den Ofen und cathedern Geschichte des Mittelalters, und erzählen der altdeutsch gekämmten Jugend, wie sie einst selbst auf der Bärenhaut gelegen und schon damals treffliches Bier getrunken, als sie noch keinen Tabak dazu hatten; was für entseglige Courage sie gehabt, als es noch keine Miethsoldaten gab — und keine Steuerzettel.

O die gute alte Zeit!

Feuilleton.

Zwei alte Rosenbäume. Im Garten des Schahs von Persien steht ein Rosenbaum, der 300 Jahr mindestens alt seyn soll und 14 Fuß hoch ist. Allerdings ist das eine Seltenheit, aber dem Alter und der Größe nach darf er sich doch nicht mit dem vergleichen, der die äußere Fronte des Abendchores vom Dome in Hildesheim schmückt; er soll vom Kaiser Ludwig vor tausend Jahren gepflanzt worden seyn, und dehnt seine Zweige zwei Stock hoch mindestens in der vollen Breite der einen Mauer aus, indem er jährlich zu Hunderten der schönsten Rosen treibt. Er ist wirklich der König aller Rosenbäume und Rosenstöcke.

Anciennitätsliste der pr. Armee 1806.
Als das preussische Heer 1806 in's Feld rückte, zählte es 758 Generale und Stabsofficiere; von diesen aber standen nur 29 in den dreißiger Jahren; die andern zählten alle 40, 50, 60 und noch viel mehr Jahre. Neunzehn waren schon über die 70 Jahre hinaus, und zwischen 60 — 70 standen 157. Kein Wunder, daß da ein Mangel an Kraft, Beweglichkeit und schnellem Ueberblick ein-

treten mußte, besonders da auch ein langer Friede alle verweichlicht hatte.

G n o m e .

Wie der Bettler den Hund, so behandelt der Feige die Gattin,
Aber ein wackerer Mann liebet die Freundin in ihr.
Carl Halden.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris im Winter.

(Fortsetzung.)

Bei solchem Zustande kann es nicht überraschen, wenn alltäglich eine große Menge Diebstähle aller Gattungen geschehen, wenn häufige Raub- und Mordanschläge in den Häusern und Straßen Furcht und Schrecken verbreiten. In einsamen isolirten Gassen, besonders in denen gewisser Vorstädte, ist es schon nach einbrechender Dunkelheit gewagt, sich allein zu befinden. In den belebten Vierteln nimmt solche Gefahr später ihren Anfang, besonders nach dem Schlusse der Theater, d. h. nach 11 bis 12 Uhr. Scheu und vorsichtig schleichen die düstern Gestalten der auf Raub und Mord Ausgehenden im trübem Schimmer der Lampen an den Häusern entlang, mit spähenden Blicken einen verspäteten Fußgänger zum Opfer suchend. Andere ducken sich in den Winkel einer Hausthür oder eines Thorwegs, um aus diesem Hinterhalte auf ihre Beute zu stürzen. Oft haben sich ihrer 4 bis 6 vereinigt, und gelingt es dem Ueberfallenen einer Mörderfaust durch die Flucht zu entgehen, so strecken sich ihm einige Schritte weiter andere entgegen, welche lauend die Messer bereit halten. — Solchem schauerlichen Wesen wirkt die Polizei mit aller nur möglichen Thätigkeit entgegen, aber nicht immer vermag sie es nachdrücklich zu hemmen, viel weniger es zu unterdrücken, denn seit einigen Jahren vermehrte sich jedem Winter die nächtliche Unsicherheit auf öffentlichen Wegen. Jede Nacht durchziehen alle Theile der Stadt zahlreiche Patrouillen der Municipal- und National-Garde, Sergens de ville, je zwei und zwei vereinigt, durchschleichen und durchsuchen alle Winkel und Gäßchen, und jeder diesen Patrouillen Aufstößende, der über die Ursache seiner Verspätung nicht genügende Auskunft zu geben vermag, wird ohne Weiteres arretirt. —

Die Winter-Sonntags-Bergnügungen der großen Masse der Pariser mögen nun schließlich noch einige Erwähnung finden. Sie sind sehr alltäglich und bieten Nichts, was die Jahreszeit besonders charakterisirte. Maskenbälle und Theater abgerechnet, sind Tanz und Trinken das Hauptelement. Aber während diese Genüsse im Sommer vor den Barrieren häufig im Freien, unter schattigen Bäumen, in leichter reiner Luft, so Viele entzücken, werden sie jetzt durch die Jahreszeit in das Innere der Ringmauern gewiesen, hier in vielen Tanzsälen, Wirthschaften und Aneipen dargeboten. Fast auf allen Gassen von einiger Bedeutung hört man aus einem oder mehreren Stockwerken den Lärm einer abwechselnd gellenden und tobenden Musik. Hier in Stickluft, zwischen vier Wände eingeklemt, bewegt sich oft eine überzählige Menschenmenge, die sich wie rasend

geberdet, wenn die Dünste des Weins und der Tanz ihr Hirn in's Wirbeln brachten. Aber tanzen muß der Pariser, und wenn er dabei mit jedem Paas Andern auf die Füße treten mußte. Sogar die Auvergnaten und Savoyarden, deren es hier sehr viele giebt, und die sich meistentheils mit dem Kohlenhandel und mit Wassertragen beschäftigen, haben einen National-Tanzboden, wo die süßen Töne heimatlicher Melodien, ihrem National-Instrumente, nämlich dem Dudelsacke, entprest, Freude und Lust in diesen stämmigen Zephyren erwecken. Bei dem lieblichen Summen und Pfeifen stampfen die Freudetrunkenen nach dem Tacte, daß das Haus erbebt, und daß ein Vorübergehender, dem die Ursache des Lärmens unbekannt wäre, glauben könnte, da oben werde nach der Musik des Dudelsackes gedroschen. Kaum läßt sich etwas Lächerlicheres und Abgeschmackteres denken als der Tanz dieser rohen Naturmenschen. Unter andern Touren in ihrem Tanze, giebt es z. B. eine, in der sich Tänzer und Tänzerin gegenseitig bei den Nasen fassen.

In den Weinkneipen, deren beinahe ein Haus um das andere eine hat, thut sich der weniger gelenke oder ältere Theil der niedern Pariser gültlich. Hier geht es oft lauter noch her als auf den Tanzböden, denn ist der Franzose, aber besonders der der niedern Stände, des süßen oder auch sauern Weines voll, so kennt er keinen Unterschied, keinen Fremdling mehr; er schwagt und trinkt mit Jedem, der ihm in den Weg kommt, und so geschieht es, daß hier die ganze zahlreiche Gesellschaft zu gleicher Zeit mit und unter einander spricht, Keiner den Andern versteht, Jeder aber immer lauter als sein Nachbar schreit. Manchmal auch machen sich diese Gesellschaften einen Extra-Spaß, brennen Feuerwerks-Sachen in der gefüllten Stube ab, und Knallen und Prasseln, Schreien und Lachen verursachen einen Höllenlärm im erstickenden Rauche und Dampfe. Selbst auf die Gasse hinaus werfen zuweilen bei solchen Gelegenheiten diese rohen, betrunkenen Menschen solche brennende Dinge, um sich an dem Schrecken, den das Feuer, der Lärm und die Ueberraschung den Vorübergehenden verursacht, zu belustigen. Aber nicht immer enden dergleichen Tanz-Pagel-Bacchanalien unter Freuden und mit Eintracht, denn sehr oft entstehen Mißverständnisse und Zwietracht in den erhitzten Gemüthern, und eben so hingebend, eben so freudetrunkent entgegenkommend der gemeine Franzose im Rausche ist, eben so wüthend und unbändig ist er in demselben Zustande, wird er gereizt oder beleidigt, oder glaubt er es geworden zu seyn. Um ein Nichts wechselt man oft tödtliche Messerstiche, und Mord und Todtschlag bezeichnen nicht selten das Ende solcher Gelage, und Mancher wird todt aus der Thür getragen, durch die er, um Freude und Genuß zu suchen, getreten war.

(Beschluß folgt.)